

AUS

LUCIANS LÜGENFREUND

VON

L. RADERMACHER

---

SONDERABDRUCK AUS DER FESTSCHRIFT FÜR TH. GOMPERZ

---

WIEN

ALFRED HÖLDER

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER

I., ROTENTHURMSTRASSE 13

MCMII

Druck von ADOLF HOLZHAUSEN in Wien  
K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER

Lucians Lügenfreund ist eine der ergiebigsten Quellen für antiken Aberglauben und darum ein gegebener Ausgangspunkt für den, der es unternimmt, die Geschichte einer Wundererzählung oder auch nur eines einzelnen Motivs durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Wer das thut, dient nicht bloss der Absicht, festzustellen, dass alles schon einmal dagewesen. Viel wichtiger ist die so gewonnene Einsicht in die Art, wie sich eine Legende verbreitet und umbildet, wie sie aber auch ganz von selbst immer wieder neu entsteht. Es dürfte ja sicher sein, dass die Sage von L. Caec. Metellus und seiner Erblindung, die unten erzählt wird, nichts ist als die Nachbildung einer entsprechenden griechischen Geschichte von Ilos, der blind wurde, als er das Palladion aus den Flammen Trojas trug (s. ebend. die Anm.). Aber in sehr vielen Fällen ist der örtliche und zeitliche Zwischenraum zu gross, um eine unmittelbare Verbindung möglich zu machen; da müssen wir annehmen, dass sich die Legende rein aus dem Bedürfnis nach dem Wunderbaren heraus selbständig neuentwickelt hat. Und weil sie nun einmal in das Gebiet der religiösen Vorstellung gehört, so bestätigt sie den Satz, dass es nicht immer angängig ist, wo in der Geschichte der Religionen gleiche Anschauungen auftreten, diese ohne weiteres in bewussten Zusammenhang zu bringen. Aber auch noch in anderem Sinne kann die Einsicht in die spontane Entstehung der Legende vor übereilten Schlüssen bewahren; dafür soll hier noch ein Beispiel stehen.

Wir kennen jetzt eine Reihe von Berichten aus dem Altertum, die von der Auffindung eines Götterbildes in einem Baume erzählen.<sup>1</sup> Der berühmteste ist der von Magnesia, wo in einer vom Winde durchgebrochenen Platane ein Bild des Dionysos gefunden wurde. Man hat für dieses Wunder eine gelehrte Auslegung gegeben. Das hölzerne Idol soll an die Stelle älteren Baumkultes getreten sein, indem ursprünglich der Baum selbst als Sitz des Gottes galt. Diese Deutung ist zweifellos

---

<sup>1</sup> S. Hiller v. Gärtringen, Hermes XXXVI, S. 452 ff.

ungewiss und nicht einmal die von O. Kern versuchte Erklärung sicher, dass der Stamm hohl gewesen sei und ein wirkliches Kultbild des Dionysos darin gestanden habe. Moderne Legenden wissen von Marienbildern, die sich im gesunden Holze beim Durchsägen fanden, so die von Lometz in Böhmen, die Kaltenbaeck in den Mariensagen aus Österreich S. 257, Nr. 121 nach dem Liber memorabilium ecclesiae Lomecensis erzählt. Es handelt sich da wohl um eigenartige Verwachsungen im Baume.<sup>1</sup> Solch ein Stück, dessen Fundbericht im Rheinischen Antiquarius III, 13. Bd., S. 59 zu lesen steht, ist noch heutzutage in der Nähe Bonns Gegenstand frommer Verehrung. Zu Rheinbach im Stadtwalde liegt eine alte Kapelle; dort findet sich, wohlverwahrt in den Altar eingeschlossen, ein gespaltenes Buchenscheit, das in seinem Innern zweimal, das eine Mal erhaben und das zweite Mal eingetieft, folgendes Zeichen trägt: in mehr als Lebensgrösse ein Herz, aus dem oben drei Strahlen hervorgehen, darüber ein grosses lateinisches H, auf der Hasta ein Kreuz und zur Seite ein grosses lateinisches S. Man deutet die Herzen als die Christi und Mariä und die Buchstaben als IHS, die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu.

Um etwas Ähnliches kann es sich bei dem zu Magnesia gefundenen Dionysosidol gehandelt haben; mehr lässt sich nicht sagen, und nur so viel ist gewiss, dass die Bereitschaft zum Wunderglauben gross ist und nicht naiv genug gedacht werden darf.

---

<sup>1</sup> Vgl. den Bonner Generalanzeiger vom 16. October 1892, Nr. 1015, S. 3, wo eine natürliche Erklärung der Erscheinung versucht wird.

## I.

Im 46. Capitel des Lügenfreundes weiss der Philosoph Eukrates von der Bildsäule des Strategen Pelichos aus Korinth zu berichten, dass sie nächtlicher Weile von ihrem Postamente steige, das Haus umwandle, Bäder nehme und andere Kurzweil treibe. Ein libyscher Knabe habe einstmals die Obolen entwendet, die dankbare Spender zu Füßen der Statue niedergelegt hatten; da sei sie Nacht für Nacht an seinem Lager erschienen und habe ihn auf das schwerste gezüchtigt. Die Vorstellung, dass in einem Standbild Leben wohne, das sich unter Umständen kräftig zu bethätigen vermag, erfährt durch die folgende Erzählung des Arztes Antigonos, die sich auf ein Hippokratesbild bezieht, weitere Bestätigung; wenn sie auch bezeichnend ist für den Tiefstand der 'Philosophie', als deren Vertreter Eukrates auftritt, so ist sie doch andererseits als volkstümliche Anschauung weit verbreitet gewesen und in gewisser Weise noch heute lebendig.

Wenigstens eine Sage gleicher Natur ist dem Modernen vertraut und hat sich eine Stellung in der Litteratur erworben, die von Don Juan, den das freventlich herausgeforderte Standbild des Gouverneurs, der steinerne Gast, in die Hölle holt. Und nirgendwo deutlicher als in diesem Zuge verrät sich die Fabel als eine, die unmittelbar aus der Phantasie des Volkes entsprungen ist. Weniger allgemein bekannt ist heute die abenteuerliche Erzählung von dem Venusbild mit dem Ringe,<sup>1</sup> obwohl sich nicht bloss ein moderner Novellist an ihr versucht hat. Dazu die Mariengeschichten, die von Gottfried Keller in seine Sieben Legenden aufgenommen worden sind; der Dichter hat sie mit Humor erzählt, weil er sie in gutem Glauben nicht mehr erzählen konnte.

<sup>1</sup> Zuerst berichtet von Wilhelmus Malmesbiriensis, *Gesta regum Anglorum* II, 169.

Dennoch hat diese Gattung von Fabulistik einmal eine sehr ernsthafte Bedeutung besessen. Derjenige, der das Gesetz erliess: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten, hat ja noch einem Volke gegenüber gestanden, das den Gott vom Bildwerke so wenig zu scheiden wusste, wie die Fetischverehrer unserer Zeit. Und wenn auch solche Tiefstufen der Kultur äusserlich überwunden werden, so bleibt doch für die naiven Gemüter leicht ein Rest, nämlich eine gewisse Unfähigkeit, ein Bildnis, das im übrigen die persönlichen Eigenschaften getreulich widerspiegelt, von der Persönlichkeit selbst mit genügender Schärfe zu sondern. Immer wieder werden Bild und Person miteinander verwechselt; auch in jenem schlummert das Leben; so wächst das Bild über sich selbst hinaus und wird zu dem, den es vertritt.

Einen grossen Reichtum an Erzählungen, die von plötzlich belebten Bildwerken wissen, hat das Mittelalter aufzuweisen, und hier sind eine der ergiebigsten Quellen die Schriften des Cäsarius von Heisterbach. Freilich das meiste, das der fromme Mönch in gutem Glauben erzählt, erscheint jetzt mehr als ein Possenspiel denn als ein Stoff zur Erbauung und Erhebung. Sein Glöckner von St. Georg in Köln<sup>1</sup> ist in der That das unmittelbare Gegenstück zu dem Diener im Lügenfreund. Dort pflegten Frauen einem Christusbilde Kerzen zu weihen, die der Küster regelmässig stahl und für sich verwandte. Da erschien eines Nachts, als er bereits im Bette lag, das Kruzifix und prügelte ihn weidlich durch. Aus der Zeit naiveren und kindlicheren Glaubens hat sich auf unsere Tage die eine und andere Legende gerettet, die den Zwecken frommer Erbauung dient. Zu Verviers<sup>2</sup> und in der Kirche des ehemaligen Klosters Steinfeld in der Eifel stehen noch Marienbilder, von deren Belebung man zu berichten weiss. Auch die Stadt Werl in Westfalen besitzt eine Marienstatue, die, von ihrem rechtmässigen Standorte entfernt und nach Soest gebracht, eines Nachts sich aufmachte und den Weg von selbst zurückfand.<sup>3</sup> Ein gleiches Wunder soll die Madonna von Kavelaer am Niederrhein zu wiederholten Malen vollbracht haben.<sup>4</sup> Es wird nicht gerade schwer fallen, die Zahl der Belege zu mehren; so sei noch auf ein sizilisches Märchen

<sup>1</sup> Diall. VIII, 25. Einiges aus anderen Quellen bei Meyer, Aberglaube des Mittelalters, S. 179 ff., wo auch die angeführte Legende zu finden ist. Auf Cynewulfs Andreas v. 727 ff. weist mich Prof. Trautmann hin.

<sup>2</sup> Vgl. Regensburger Marienkalender 1900, S. 50.

<sup>3</sup> Mündliche Mitteilung des kaiserl. Bankvorstandes Herrn Nierhoff in Bonn (nach T. W. Barthold, Geschichte der Stadt Soest). Dass die Belebung Nachts vor sich geht, ist als öfters wiederkehrender Zug zu beachten.

<sup>4</sup> Mitteilung von Dr. Siebourg in Bonn.

von einem frommen Jünglinge verwiesen, der, von einem Muttergottesbild mit Rat und That unterstützt, nach Rom ging und Kleriker wurde.<sup>1</sup>

Die Rolle, die in diesem Falle von der Gottesmutter gespielt wird, ist der von Steinfeld merkwürdig nahe verwandt. Überhaupt zeigt sich auch hier, wie oft sich entfernte Zeiten und Dinge mit einander berühren, ohne dass man berechtigt wäre, einen mehr als zufälligen Zusammenhang anzunehmen. Ich setze eine altägyptische Erzählung hierher, deren Kenntnis ich A. Wiedemann verdanke; sie bildet zu der Soester und Kevelaerer Legende ein beachtenswertes Gegenstück. Die sogenannte Bentresch-Stele, eine zu Karnak (Theben) entdeckte, jetzt auf der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrte Inschrift, welche aus der Zeit nicht lange vor 1000 v. Chr. stammt, berichtet zum Ruhme des thebanischen Gottes Chunsu folgendes: Seine Statue war nach dem Lande Bechten gezogen, um einen Dämon zu vertreiben, der in die Tochter des Fürsten von Bechten gefahren war und diese krank gemacht hatte. Die Kur gelang, und dies gefiel dem Fürsten so sehr, dass er beschloss, den Gott bei sich im Lande zu behalten und nicht nach Ägypten zurückkehren zu lassen. Allein mehrere Jahre darauf, als der Fürst auf seinem Bette schlief, sah er, wie der Gott in Gestalt eines goldenen Sperbers seine Kapelle verliess, zum Himmel empor und dann in der Richtung nach Ägypten fortzog. Als er erwachte, fühlte er sich zerschlagen; voll Entsetzen entliess er nunmehr den Gott reich beschenkt in die Heimat.<sup>2</sup> Hier ist zwischen der Gottheit und ihrem Bilde kein wesentlicher Unterschied gemacht; das Wunder aber ist eigentlich nicht so gross wie das in Soest und Kevelaer, da die Statue, so sehr sie auch sonst das in ihr wohnende Leben bewährt, dennoch zuletzt durch menschliche Beihülfe den Weg zurückgebracht werden muss,<sup>3</sup> den sie in der Nacht bereits allein gefunden hatte.

<sup>1</sup> Vgl. Laura Gonzenbach, *Siz. Märchen*, Nr. 47. A. Wiedemann erinnert an die Legende von einem Marienbilde, das einen Maler griff, dessen Gerüst der Teufel zu Falle brachte (äthiopischer Text mit Illustrationen bei Budge, *Lady Meux Manuscripts*, no. 2—5, p. 35 ff., wo p. XXXIV sonstige Versionen der Legende). Anderes findet man bei Kaltenbaeck, *Die Mariensagen in Österreich* (Wien 1845), z. B. Nr. 10, S. 30, Nr. 17, S. 41, Nr. 135, S. 287. Ueber die weinende Muttergottes von Pötsch s. ebenda S. 380 ff.

<sup>2</sup> Ähnlicher Traum mit folgender Bestrafung und Sühnung, z. B. in der Erzählung von der Marienstatue zu Dubnitz, bei Kaltenbaeck a. a. O. Nr. 139 und in der Legende 'Von unsrer lieben Frauen Bild von der Regel genannt' im Marianischen Atlas vom Anfang und Ursprung zwölfhundert wunderthätiger Marienbilder (lateinisch von Gumpenbach), übersetzt von Wartenberg, München 1673, Nr. 52.

<sup>3</sup> Vgl. Brugsch, *Geschichte Ägyptens*, S. 637 ff. A. Wiedemann im Urquell VI, 3, 81, der ausserdem Libanius *Orat. II*, vol. I, p. 306, 11 ff. Reiske heranzieht. Für ähnliche, ägyptische, hierher gehörende Vorstellungen verweist er auf Maspero, *Études de mythologie I*, S. 77 ff.

Im übrigen besitzt auch das klassische Altertum der Parallelen zu Lucians Erzählung genug, und es verlohnt sich wohl, auf diese Dinge genauer einzugehen. Namentlich das eine tritt bei Griechen und Römern deutlich zu Tage, wie wenig man es sich angelegen sein liess, zwischen einem göttlichen Wesen und seinem Idol zu scheiden.<sup>1</sup> So ward in Athen an den grossen Dionysien das Holzbild des Dionysos in feierlichem Zuge zur Orchestra gebracht und dort niedergesetzt, damit es die Festaufführung schauen könne.<sup>2</sup> Das Bild war der Gott; in diesem Sinne versteht sich auch der Vergleich, dessen sich Lysias in der 6. Rede (§ 15) bedient: «Wenn jemand eines Mannes Leib verletzt, Kopf oder Gesicht oder Hände oder Füsse, so wird er nach den Gesetzen des Areopags die Stadt meiden und, im Falle der Rückkehr angezeigt, mit dem Tode büssen. Wenn aber jemand gleichen Schaden den Bildern der Götter zufügt, werdet ihr ihn da nicht einmal<sup>3</sup> die Heiligtümer zu betreten hindern oder ihn nicht zur Verantwortung ziehen, falls er hineingeht?» Denn das, will der Redner sagen, wäre doch die geringste Strafe für einen Frevel, welcher der körperlichen Verletzung eines Menschen gleichsteht. Diesem Glauben des Volkes hat nun Euripides zweimal ein Motiv entnommen. Den Vorwand, dass das Bildnis der Artemis beim Anblick des Muttermörders Orestes sich abwandte, benutzt die Priesterin in der taurischen Iphigenie, um eine Reinigungsprozession zum Meere zu veranstalten und so die Gelegenheit zur Flucht zu finden. Und in der Elektra<sup>4</sup> raten die Dioskuren dem Orestes, wenn er, von den Furien verfolgt, nach Athen komme, so solle er das heilige Bild der Pallas umfassen; es werde den Schild mit der Gorgo schützend über sein Haupt erheben und damit die Verfolgerinnen von ihm fernhalten. Es kann kein Zweifel sein, dass die Erzählung auf eine echte, in Athen heimische Kultlegende hindeutet. Die Anschauung, die hier sich kundgiebt, macht es weiter verständlich, wie man im Altertum dazu kam, von Orakeln zu erzählen, die nicht der Gott, sondern seine Statue gegeben hatte. Tacitus<sup>5</sup> bietet solch einen Fall, indem er unbefangen von einem wegen kaiserlicher Heirat befragten Bildnis des klarischen Apollo

<sup>1</sup> Einiges zur Sache Gehörende, das hier übergangen werden kann, steht bei Schömann-Lipsius, Griech. Alterthümer, 2. Bd. (4. Aufl. 1902), S. 193.

<sup>2</sup> Vgl. C. I. A. II, 469, 471.

<sup>3</sup> οὐδ' αὐτῶν τῶν ἱερῶν ist richtig überliefert, οὐκ eine Schlimmbesserung; denn der Sinn des Vergleiches ist: eigentlich verdiente der Frevler den Tod; da werdet Ihr ihm nicht einmal eine geringfügige Strafe zuerkennen?

<sup>4</sup> Vs. 1252 ff.

<sup>5</sup> Annales XII, 22, von Wünsch beigebracht. Die Stelle ist natürlich heil.



redet. Nicht eine oberflächliche Verwechslung, wie Deubner glaubt,<sup>1</sup> ist der Grund, sondern die Gleichsetzung der Gottheit mit ihrem Bilde. Sie erklärt auch die Mahnung des Tempelhüters zu Ephesus, beim Anblick der Hekatestatue im Opisthodomus des Artemistempels die Augen in Acht zu nehmen; natürlich ist sie mit der Strahlung des Marmors von Plinius<sup>2</sup> falsch begründet, und mit Recht zieht Reinach<sup>3</sup> zur Erklärung den Glauben heran, dass der Anblick der Götter blind mache. Die Statue war der Göttin gleich. Wir besitzen noch eine Doublette zu dieser Legende; das ist die Erzählung von L. Caecilius Metellus, der erblindete, als er das Palladion aus dem Brande des Vestatempels in Rom rettete.<sup>4</sup> Auch da ist das Bild wie die Gottheit mächtig. Darum vermag, um zwei Geschichten ähnlicher Art zu erwähnen, die Bildsäule des Zeus in Olympia zu lachen, als man auf Befehl des Caligula<sup>5</sup> versuchte, sie von ihrer Stelle zu schaffen, darum deckt das Bildnis der keuschen Vesta in Alba Longa mit beiden Händen die Augen zu, als Rhea Silvia, ihre Priesterin, mit Romulus und Remus im Tempel niederkam.<sup>6</sup> Suetonius kennt noch mehr Berichte von verwandter Natur. Unter den Vorzeichen, welche die nahe Erhebung des Vespasianus zum Kaiser vorausverkündeten, befindet sich das eine, dass sich die Statue des Cäsar in Rom plötzlich nach dem Orient hin drehte, wo sich Vespasian damals aufhielt (Vespas. 5). Ein besonders wunderbares Erlebnis aber hatte Galba. Eben dem Knabenalter entwachsen, träumte er, dass Fortuna mit ihm rede und mitteile, sie stehe müde vor seiner Thür und werde jedes Begegnenden Beute werden, wenn sie nicht schnelligst Aufnahme fände. «Und als er aufwachte, da fand er beim Öffnen des Hauses ein mehr als ellenlanges Erzbild der Göttin auf der Schwelle» (Galba 4).

<sup>1</sup> De incubatione 9: Inprimis si quis in eiusmodi erat statu, ut nec dormiret nec vigilaret, atque praeterea eodem loco iacebat, ubi dei erat statua, facillime fieri potuit, ut dei imago cum statua confunderetur. Dort auch Sammlung der Beispiele, denen die oben erwähnte Tacitusstelle zuzufügen ist. Ausserdem sei die derbe Verspottung des Glaubens bei Aristophanes Plutus 701 ff. nicht vergessen. Auch moderne Legenden kennen von einem Bildnis erteilte Traumorakel. Ein solches mit anschliessender wunderbarer Heilung berichtet ganz analog den alten Berichten Kaltenbaeck a. a. O. Nr. 137, S. 293 von einem Marienbilde (Mariabusch zu Neunkirchen am Steinfeld); vgl. ebenda Nr. 89, S. 189.

<sup>2</sup> Nat. hist. XXXVI, 32.

<sup>3</sup> Vgl. *Révue archéologique* XXXVIII, 1901, S. 91.

<sup>4</sup> Vgl. Schol. Pith. zu Juvenal III 138. Der Dichter selbst nennt das Palladium a. a. O. *trepidans Minerva*: s. ebd. Vs. 137 und für die gleiche Macht des Palladiums zu Ilion Plutarch Parall. XVII (Reinach a. a. O. S. 92).

<sup>5</sup> Sueton, Caligula C. 57.

<sup>6</sup> Ovid, *Fasti* III, 45.

Dies ist nun auch die Erklärung des Brauches, Bildsäulen zu fesseln; man dachte es auf solche Weise zu verhindern, dass sie sich eigenmächtig entfernten.<sup>1</sup> Die Priapea mit ihren derben Spässen und Aufträgen an den hölzernen Gott fallen unter den gleichen Gesichtspunkt. In einer anderen Weise hat sich die antike Liebeslitteratur des Motivs bedient; dass der Liebhaber eifersüchtig die Bilder beneidet, welche die Geliebte umgeben, ist eine ihr geläufige Vorstellung.<sup>2</sup> Auch weiss das Altertum von der wahnwitzigen Leidenschaft zu erzählen, die, von Standbildern der Venus<sup>3</sup> eingeflösset, zu den schwersten Vergehen gegen die Göttin in ihrem Bilde führte.

Eine geringe Umdeutung des weitverbreiteten Glaubens ist es, wenn christliche Schriftsteller die Ansicht vertreten, die heidnischen Dämonen seien in ihre Bildsäule gebannt;<sup>4</sup> es ist die Meinung der Aufgeklärten, während im Volksmunde der böse Geist und sein Bild mit gleichem Namen *στοιχεῖον* genannt wurde.<sup>5</sup> Christliche Eiferer strafte diese Statuen in derselben Weise wie einen Ketzer; ob sie nun von Holz oder Stein oder Metall waren, sie wurden sammt und sonders dem Feuer überantwortet.<sup>6</sup>

Es handelt sich hier um Dinge, die den weitesten Ausblick gestatten. Das Verbot, Gott im Bilde darzustellen, wie es gewisse Religionen kennen, die Bilderstürmerei der Byzantiner, der Brauch, den der Zauberer übt, indem er an Stelle eines Menschen, den er schädigen möchte, eine Wachspuppe setzt, alles das hat, wenngleich an sich verschieden, doch seinen innersten Grund in einer und derselben Erscheinung: Das Bildnis, das die Persönlichkeit widerspiegelt, enthält von ihrem Wesen so viel, dass es gar zu verlockend ist, beide gleichzusetzen. Und so übt denn auch heute noch der spanische Bauer thätliche Vergeltung an seinem Heiligen, der ihm bei anhaltender Dürre den erbetenen Regen versagt hat.<sup>7</sup>

## II.

Verbindungslinien zwischen Lucian und Plautus zu ziehen lohnt sich der Mühe. Es möge mir indes gestattet sein, ein wenig weiter auszuholen, ehe ich einen derartigen Versuch unternehme.

<sup>1</sup> Vgl. Lobeck, *Aglaophamus* S. 275.

<sup>2</sup> Vgl. Rohde, *Der griechische Roman* 2, S. 174.

<sup>3</sup> Vgl. Schömann-Lipsius a. a. O. S. 189<sup>1</sup>. Die Pygmalionlegende ist anderer Art.

<sup>4</sup> <sup>5</sup> Vgl. Diels, *Elementum*, S. 55. Auf Zauber führt auch Apuleius *Metam.* II, 1 die Bewegung von Statuen zurück.

<sup>6</sup> Vgl. Preger, *Scriptores originum Constantinopolitanarum*, S. 25, 15 ff.

<sup>7</sup> Vgl. W. Mohr, *Achtzehn Monate in Spanien*, S. VIII.

Im 22. Kapitel des Lügenfreundes erzählt der nämliche Eukrates mit der Miene grössten Ernstes ein Abenteuer, das ihm unmittelbaren Einblick in die Zustände des Hades verschaffte. Im Herbst soll es gewesen sein, dass er um die Mittagstunde in den Wald ging; da hört er plötzlich Hundegebell, er glaubt zunächst, sein Sohn Mnason sei mit Altersgenossen jagend in der Nähe. Aber es erfolgte bald Erdbeben und Donner, und nun erscheint in fürchterlicher Gestalt die Hekate, von Hunden umgeben, in der Hand eine helleuchtende Fackel. Wie sie mit dem Fusse aufstampft, spaltet sich die Erde, und die Göttin verschwindet in der abgrundtiefen Öffnung. Eukrates fasst sich ein Herz und schaut ihr nach in die gähnende Tiefe; da gewahrt er unten den Hades mit seinen Strömen, den Kerberos, die Toten zum teil so genau, dass er sie erkennen konnte, wie beispielsweise den Sokrates.

Bei aller komischen Verdrehung, die Lucian dieser Geschichte angedeihen lässt, hat er doch im wesentlichen getreu eine Fabel übernommen, die in ähnlicher Gestalt schon Ältere berichtet haben müssen. Der Neuplatoniker Proklos kann uns, wie bereits Rohde<sup>1</sup> andeutete, den Weg weisen. In seinem Kommentar zu Platons Republik<sup>2</sup> behandelt er die Frage, ob es für einen Menschen möglich sei, Kenntnis von den Dingen im Hades<sup>3</sup> zu nehmen und Anderen Kunde davon zu geben. Den Beweis für diese Möglichkeit liefert ihm Herakleides Pontikos, der von Empedotimos erzählte, er sei einstmals um die Mittagszeit auf die Jagd gegangen; von den Genossen an einer einsamen Stelle allein zurückgelassen, habe er plötzlich die Erscheinung des Pluton und der Persephone gehabt und durch das Feuer, das die Götter umkreiste, die ganze Wahrheit über die Seelen in selbstgeschauten Gesichtern gesehen. Jedenfalls kann es kaum für einen Zufall gelten, wenn Zeit und Ort der Handlung die nämlichen sind, während allerdings die beteiligten Personen wechseln und zuletzt Empedotimos, wie er selbst sagt, verschiedene Gesichte gehabt haben muss. Darum lässt es sich auch ohne Schwierigkeit mit der ganzen Erzählung vereinigen, was der nämliche Gewährsmann des Herakleides nach anderen Berichten über den Aufenthalt der Seelen in der Milchstrasse vorzubringen wusste.<sup>4</sup> Aber er hat sicherlich noch mehr geschaut; sonst könnte Proclus sich nicht auf die Geschichte berufen, um zu beweisen, dass Menschen von den Dingen

<sup>1</sup> Rohde, *Psyche*, S. 371.

<sup>2</sup> Proclus in Rem publ. II, S. 119 Kroll.

<sup>3</sup> τῶν ἐν Ἅιδου πραγμάτων.

<sup>4</sup> Vgl. Rohde, *Psyche*, S. 386.

im 'Hades' Kenntniss zu erlangen imstande seien. Darunter kann unmöglich die Milchstrasse, wenigstens nicht die Milchstrasse allein, verstanden werden. Also wird man die beiden Berichte als Umbiegungen einer und derselben Anekdote fassen dürfen. Sie sind durchaus charakteristisch für die Art, mit der man solche Schauergeschichten im Altertum weitergetragen hat. Der eigentliche Kern der Sache bleibt ohne viel Veränderung; dagegen werden einzelne Züge nach Belieben ausgestaltet. Was vor allem wechseln muss, sind die beteiligten Personen; denn auf ihnen beruht die Glaubwürdigkeit der ganzen Darstellung. Darum ist es besonders beliebt, einen bekannten Gewährsmann zu nennen, falls man nicht gerade selber der Augenzeuge gewesen sein will.

Für diese Methode der Umprägung eines gegebenen Stoffes liefert gleich die folgende Erzählung bei Lucian einen hübschen Beleg. Es ist die Geschichte des Mannes, der zu sterben gezwungen war, weil ihn die Mächte der Unterwelt mit einem Namensvetter verwechselt hatten, eine öfters erzählte Legende.<sup>1</sup> Erst drunten im Hades erkennt Pluton in eigener Person mit grossem Verdruss den Irrtum, und so wird der Verstorbene schleunigst wieder ans Licht der Sonne befördert, während der ursprünglich Bestimmte den Tod erleidet. Diese Fabel, für unser Empfinden mehr komisch als schreckhaft, geht in zwei Versionen durch die antike Litteratur: einmal ist es ein Schuster, der eigentlich zu sterben bestimmt war,<sup>2</sup> ein andermal ist es ein Schmied, der bei Lucian Demylos heisst, bei Gregor dem Grossen aber im vierten Buch der Dialoge<sup>3</sup> Stephanos. Und jenen Stephanos, der für den Schmied den Tod erleiden musste, dann aber wieder lebendig wurde, will der Verfasser der Dialoge noch selbst gekannt und aus seinem Munde will er das Abenteuer erfahren haben.

Das Altertum zeigt in seinen Wanderanekdoten genau die nämliche Technik, die noch heute für Ausgestaltung und Verbreitung solcher Geschichten im Schwange ist. Es ist lehrreich, diese Thatsache mit einem schlagenden Belege zu erhärten. Franz Wallner in seinem Buch 'Aus meinem Leben'<sup>4</sup> erwähnt nach Mitteilungen des Generals von Gerlach ein Vorkommnis, das der Erzbischof von Upsala an der Tafel

<sup>1</sup> Die Belege bei Rohde, *Psyche*, S. 652<sup>1</sup>, dessen Darlegung nach dem Folgenden zu berichtigen ist. Von einer Parodie des Plutarch kann bei Lucian keine Rede sein.

<sup>2</sup> So zuerst bei Plutarch *περὶ ψυχῆς*.

<sup>3</sup> *Diall.* IV, c. 36. Es ist bezeichnend, wie wenig das heidnische Colorit der Erzählung hier verwischt ist; nicht einmal der Richter in der Unterwelt ist ausgemerzt.

<sup>4</sup> Bericht der Berliner Abendzeitung vom 22. Juni 1899.

Friedrich Wilhelms IV. von Preussen erzählt haben soll. Es handelt sich um ein Beispiel für die geheimnisvolle Fähigkeit lappländischer Zauberer, während eines totähnlichen Schlafes die Seele von den Banden des Leibes zu befreien und auszusenden, sodass sie, an fernen Orten wandernd, von den Dingen, die dort sich ereignen, Kenntnis nimmt. Der Bischof will einen solchen Fall selbst erfahren haben. Es genügt indes zu sagen, dass die Wahrheit der Erzählung verdächtig ist; eine ältere Auflage, selbstverständlich mit anderem Lokal und anderen Personen, findet man bei Jung Stilling,<sup>1</sup> eine noch ältere bei Remigius in der Dämonolatria.<sup>2</sup> Sie mögen das Recht bestätigen, mit dem zu Anfang die Berichte des Lucian und Proclus einander gleichgesetzt worden sind.

Ein Zufall macht es nun möglich, noch für die dritte Gespenstergeschichte bei Lucian ähnliche Zusammenhänge nachzuweisen. Denn einmal steht, wie schon andere gesehen haben, die Erzählung vom 'Spuk im Hause' mit Veränderung des Ortes und der Personen auch bei dem jüngeren Plinius,<sup>3</sup> bloss dass dieser als Mann von starker Überzeugung sie in gutem Glauben vorträgt. Bei Lucian will sie der Pythagoräer Arignotus in eigener Person erlebt haben und benutzt sie als Beweis für die Annahme, dass die Seelen derer, die durch Gewalt ums Leben kamen, keine Ruhe fänden und nachts umherschweiften. So auch der Geist des Ermordeten, der im Hause des Eubatides aus Korinth verscharrt war. Seit langem stand infolgedessen die Wohnung verlassen, und wenn jemand versuchte, sich in ihr festzusetzen, so floh er bald voller Entsetzen, ausgetrieben von einer furchtbaren und schreckenerregenden Erscheinung.<sup>4</sup> Erst Arignotus lässt sich nicht einschüchtern, geht der Sache auf den Grund und entdeckt die vergrabenen Gebeine.

Hier ist nun weiter daran zu erinnern, dass ja die Fabel der plautinischen *Mostellaria* genau dies Motiv in bedeutsamer Weise verwendet. Den jungen Philolaches, der mit Freunden und Hetären ein Gelage feiert, droht der nach drei Jahren unerwartet heimkehrende Vater zu überraschen; da ersinnt der Sklave Tranio eine List, um den Alten fernzuhalten. Die Thür wird verschlossen; vergeblich klopft der Zurückgekehrte an. Plötzlich tritt dann der verschmitzte Tranio auf, als ob er durch Zufall des Weges komme, und erzählt unter Zeichen grosser Angst eine wundersame Mär: das Haus sei lange verlassen, weil ein vor

<sup>1</sup> Theorie der Geisterkunde, S. 59.

<sup>2</sup> II, S. 45. Vgl. Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters, S. 365.

<sup>3</sup> ep. VII, 27.

<sup>4</sup> *εὐθύς ἐκπλαγείς ἐφρυγεν ἐκδιωχθείς ὑπὸ δεινοῦ τινος καὶ ταραχώδους φάσματος.*

vielen Jahren darin getöteter und begrabener Gastfreund umgehe. Er sei dem Philolaches, da man vergessen habe, das Licht zu löschen, eines Nachts erschienen und habe ihn gedrängt, die entweichte Wohnung aufzugeben. Es würde zu weit führen, die Übereinstimmung der Züge im einzelnen zu verfolgen; sie erstreckt sich bis auf das brennende Licht, bei dem der Geist erscheint. Dass einige Einzelheiten fehlen, liegt an den besonderen Zwecken, die der Dichter verfolgt. Vor allem hat er keine Veranlassung, die Austreibung des Gespenstes und Entsöhnung des Hauses berichten zu lassen; denn es soll doch gerade dadurch dem Vater des Philolaches verleidet werden, dass ein Toter darin umgeht. Dennoch hat auch der Dichter, der die Erfindung der Fabel auf diese Gespenstergeschichte gründete, ihren normalen Abschluss gekannt, sonst hätte er nicht den Tranio erzählen lassen, dass der erschlagene Gastfreund im Hause selbst begraben liege. Das ist eine achtlose Vorwegnahme des Endes; denn jeder fragt sich verwundert, warum man da nicht längst für ein anständiges Begräbnis und eine Reinigung der Wohnung sorgte. So lässt sich denn der Urtypus der Geschichte, von der Plautus, Plinius und Lucian wissen, in seinen Umrissen wiederherstellen. In einem Hause ist vor Jahren ein Gast getötet und verscharrt worden. Seitdem geht der Tote des Nachts um, bis ein beherzter Mann kommt, der sich entschliesst, der Erscheinung zu folgen. Er entdeckt die Stätte, wo die Leiche begraben wurde, und nach rechtmässiger Bestattung der Gebeine kehrt der Friede ins Haus zurück. Es ist bekannt, dass diese Erzählung sich im deutschen Märchen erhalten hat. Wichtiger ist festzustellen, wo sie zum erstenmal nachweisbar auftritt. Die *Mostellaria* ist nach einem griechischen Original gemacht, wahrscheinlich nach dem Pasma des Philemon. Der attische Dichter, der noch weit ins 4. Jahrhundert v. Chr. hineinreicht, hat also gleichfalls schon Kenntnis der Geschichte besessen und sie als Motiv in einer seiner Komödien verwertet. Und so führt hier die Betrachtung wieder zurück in die Zeit des Mannes, dessen Name gleich anfangs genannt wurde. Ist es nicht Herakleides Pontikos, der das wunderbare Ereignis aufschrieb, so doch sicher ein Geistesverwandter.

Seit Pythagoras und Heraklit hat die Frage nach dem, was aus dem Menschen wird, wenn der Tod ihn erreicht, in der philosophischen Litteratur eine Rolle gespielt. Und unter den Beweisen für ein jenseitiges Leben figurierten derartige abenteuerliche Berichte, von denen eine Sammlung anzulegen selbst der Stoiker Chrysippos nicht verschmäht hat. Dass Philemon aus mündlicher Überlieferung schöpfte,

ist kaum wahrscheinlich. Die Spaltung des Berichtes in zwei Versionen, die bei Plinius und Lucian vorliegen, macht es vielmehr glaubhaft, dass eine schriftliche Aufzeichnung frühzeitig erfolgt war. Sie hat man dann variiert, wie man solche Anekdoten zu variieren liebte, indem man den Kern erhielt und mit der Umgestaltung oder Ausschmückung der begleitenden Umstände nach Belieben schaltete und waltete.

Bonn.

L. RADERMACHER.

